

(Nachdruck verboten.)

Unter dem Schutze des Gesetzes.

15) Von Maria Konopnicka.

Hanka erschrak und stürzte sich in das Gewühl, dort, wo es am dichtesten war. Aber der hagere Herr schien sie im Auge zu behalten. Denn eine Weile später stand er ihr gegenüber, diesmal ganz allein.

Sie wandte sich schnell rechts um, die Angst bemächtigte sich ihrer immer mehr. Jener aber vertrat ihr auch hier den Weg, von der entgegengesetzten Seite kommend. Er ging scheinbar gleichgültig vorüber, aber so nahe, daß er sie fast anstieß, und blickte ihr scharf ins Gesicht, als wollte er sie mit den Augen durchbohren. In größtem Schreck machte sich Hanka auf den Heimweg, ohne auch nur die Hälfte der Beforgungen gemacht zu haben. Der hagere, baumlange Kerl folgte ihr, wie ein Schatten, hielt sich aber in einiger Entfernung. Erst als sie schon beim Hausthor war, machte er einige lange Schritte; alsbald stand er ganz nahe bei ihr, legte die Hand auf ihren Korb und flüsterte leise:

„Fräulein, wenn Sie einen Rubel geben, ist's gut, wenn Sie keinen Rubel geben, ist's auch gut. Dann begleiten Sie mich ins Rathhaus.“

In Hankas Brust stockte der Herzschlag. Jetzt wußte sie, daß es ein Hächer war. Sie wandte ihm ihr plötzlich schwarz gewordenen Antlitz zu, in ihren Augen bligte ein düsteres Feuer auf, sie öffnete die Lippen, um die ein krampfhaftes Zucken spielte. Ohne einen Laut zu sprechen, blickte sie wie abwesend zu Boden, griff in die Geldbörse der gnädigen Frau, zog einen Rubelschein hervor und reichte ihn dem Bedränger.

Der Hächer nahm den Schein in die Hand, betrachtete ihn aufmerksam und schob ihn dann in ein schmutziges Säckchen. Er merkte sich noch die Hausnummer genau, sah sich aufmerksam im Thorweg um und nickte dem Mädchen zu.

„Nach einer Woche bin ich wieder da. Auf Wiedersehen, Fräulein.“

Hanka schleppte sich mit schweren Schritten hinauf zur Wohnung.

Au jenem Tage war die junge Frau erstaunt ob der Zerstreutheit und der Verwirrung ihres Dienstmädchens. Hanka hatte eine Menge Dinge auf dem Markte zu kaufen vergessen, daheim fiel ihr alles aus den Händen, wie die Herrin sich ausdrückte. Das Erstaunen der jungen Frau wuchs, als es sich beim Abrechnen herausstellte, daß Hanka ohne Vorwissen der Herrschaft von den ausgewechselten fünf Rubeln einen für eignen Bedarf verausgabte hatte, und auf die Frage, wofür sie das Geld verwendet, jede Antwort schuldig blieb. Beim Mittagessen teilte die Dame ihre neuen Beobachtungen dem „teuersten Männchen“ mit; aber da das teuerste Männchen es eilig hatte, ins Bureau zu gehen, zerbrach er sich nicht weiter den Kopf darüber, sondern küßte das Weibchen auf beide blühende Wangen und entfernte sich, ohne dem fehlenden Rubel noch der Verwirrung des Mädchens die nötige Aufmerksamkeit zu widmen.

Als Hanka mit der Arbeit fertig war, lief sie zu der Walentowa hinaus.

Unter den beiden Frauen fand eine Auseinandersetzung statt, in der es mehr Thränen als Worte gab. Stunden flossen dahin, die alte Waschfrau weinte bitterlich und stieß leise Flüche aus, um sich das Herz zu erleichtern. Hanka war auf einen Stuhl gesunken und saß regungslos da, den Kopf auf die magern Hände gestützt.

„Es bleibt nur übrig, auf und davon zu laufen,“ flüsterte die Walentowa. Sie sprach leise, gleichsam aus Furcht, ein noch größeres Unglück zu wecken.

„Wohin? ... Zu wem? ...“ antwortete Hanka, ohne den Kopf zu erheben. „Bleibe ich in der Stadt, verfolgt man mich wegen der Meldung, ... Gehe ich in die weite Welt, macht man Jagd auf mich, wie auf einen herrenlosen Hund, ... Stehe ich denn unter irgend einem Recht, oder was ist?“

Aber Hanka irte sich schwer. Sie stand ja unter dem Recht der „Verschickung“.

Unter dem Schutze dieses Rechts wand und krümmte sie sich, ohne daß sie vermochte, sich von seinen Folgen klare Rechenschaft zu geben. Indessen schlang das Recht seine immer engeren Kreise um sie, ohne daß sie es merkte. Das Recht thronte in der Höhe, sie aber war niedrig. Das Recht trat im Namen der Gerechtigkeit auf, sie aber war eine Missethäterin; das Recht war erlaucht, allmächtig, hochgeachtet, sie aber war unwissend, machtlos, verachtet. . . .

Hanka irte sich schwer.

Am Abend desselben Tages, um elf Uhr, erklärte die junge Frau ihrem „teuersten Männchen“, daß das Dienstmädchen, trotz der vorgerückten Stunde noch nicht heimgekehrt sei. Das teuerste Männchen machte darauf seinem lieben Frauchen den Vorschlag, die Lampe anzublazen, denn er wäre schläfrig, und die Lampe leuchte ihm zu grell in die Augen. Die junge Frau war entriistet. Zwei helle Jorues-ihänen, wie Funken, erglänzten in ihren blauen Augen, und sie erklärte dem Gatten mit fester Stimme, daß er, als Mann, nach Belieben unmoralisch sein könne, da nämlich alle Männer, wie allgemein bekannt, unmoralisch seien; sie aber wäre nach andren Grundsätzen erzogen und würde niemals zugeben, das heißt, sie hätte niemals geglaubt, daß . . . daß . . .

Hier zog der unmoralische Gatte die Decke über den Kopf und fing an zu schnarchen, das Frauchen aber brach in heftiges Schluchzen aus, tief empört über den hartgesottenen Sünder. —

Am nächsten Tage schlich Hanka leise und wie bernhigt im Zimmer umher; nur waren ihre Bewegungen langsam und schwerfällig und in ihren tief umränderten Augen leuchtete es zuweilen fieberhaft auf.

Eine Woche war vorüber, ohne daß Hanka es gemerkt hatte. Eine jede Stunde des Tages lastete schwer auf ihr wie ein Mühlstein, und doch waren ihrer so viele über ihren Kopf hinweggeflogen, wie die schwarzen Raben. . . .

Der Freitag kam. Hanka hätte noch am frühen Morgen den bei der Walentowa geholten Rubel in einen Fegen gewickelt, in die Tasche gesteckt, und nun wartete sie.

Aber weder auf dem Ringplatz, noch auf dem Heimweg war sie jemand begegnet. Sie lief einmal und das andermal auf die Straße hinunter, aber niemand war zu sehen. Als die Mittagstunde vorbei war, wuchs ihre Unruhe. Vielleicht hatte sich's der Hächer überlegt . . . vielleicht hat er schon am Rathhaus die Anzeige gemacht. In Seelenqualen verbrachte sie den Tag, und erst spät am Abend, als sie hinunterging, um Wasser zu holen, begegnete sie ihm im Thor.

Er stand und wuschte sich mit einem schmutzigen karierten Tuch den Schweiß von der Stirn.

„Aber Fräulein, was haben Sie sich denn für einen Dienst ausgesucht? Gott verzeih's Ihnen! Eine volle Meile Wegs, bis man zu Ihnen kommt. Die reine Vorkölle.“

Sie antwortete nichts, sondern griff in die Tasche, zog den Rubelschein hervor, sah sich vorsichtig um und steckte ihm das Papier zu.

Der Hächer machte eine unzufriedene Miene.

„Was denken Sie sich, Fräulein, ich werde wegen eines lächerlichen Rubels den weiten Weg machen? Geben Sie doch wenigstens noch zehn Gulden.“

Sie sah ihn entsetzt an. Sie war nicht darauf gefaßt, daß er noch mehr verlangen würde. Uebrigens hatte sie auch gar nicht mehr.

Sie fand den Mut, zu protestieren, aber ihre Stimme klang ihren Ohren fremd, als käme sie nicht aus ihrer Brust.

„So habt doch ein Gewissen! . . . Auch das gehört ja nicht mir . . . Woher kann ich . . .“

Er ließ sie nicht zu Ende kommen.

„Was kann das mich angehen? . . . Das ist mir alles eins.“

„Gleich . . . Schreit nur nicht so laut . . . Ich gehe zur gnädigen Frau.“

Flugs zeigte er sich wieder besänftigt.

„Gut, also . . . Ich warte so lange.“

Hanka eilte hinaus. Die Gnädige erschrak über ihre Blässe.

„Was ist Dir? Was hat das zu bedeuten? Svrida!“

„Nichts, gnädige Frau. Nichts. Ich möchte nur um einen halben Rubel bitten.“

Das war der Gnädigen recht ungelegen. Der Monat ging zu Ende, die Ausgaben waren genau verrechnet, Hanka sollte der Lohn erst nach dem Ersten ausgezahlt werden. Die Frau versuchte zu paktieren.

„Wozu brauchst Du so dringend Geld? Es ist schon Nacht. . . Du kannst ja ohnehin nichts mehr kaufen. . .“

Doch das Mädchen ließ nicht nach, sie hatte ja keine andre Wahl. Endlich bekam sie eine Handvoll Kupfer und trug sie dem Häfcher hinunter.

Er zählte sorgfältig nach, ließ das Geld in die Tasche seines grünlichen Winterrocks gleiten und nickte Hanka zu, indem er mit einem gewissen Wohlwollen in der Stimme sagte:

„Leben Sie wohl, Fräulein. Wenn ich Zeit habe, laß ich mich wieder sehen.“

Er brachte das mit einer Gutmütigkeit hervor, als wäre er der herzlichst eingeladenen Gast.

Eine Welle glutvollen Hasses schoß in Hanka empor. „Wenn er Zeit hat! . . . O, daß Du niemals im Leben Zeit haben möchtest, verfluchtes Raubtier. . .“

Sie krallte ihre Finger zusammen, daß es in den Gelenken knackte.

Der Häfcher schlenderte inzwischen gemächlich die Straße hinunter und blickte sich gleichgültig nach allen Seiten um. Man hätte ihn für den herabgekommenen Beamten irgend eines Privatbureaus halten können.

Hankas Herumstehen mit einem Mann zur Abendstunde im Thortweg erregte alsbald die Aufmerksamkeit der Nachbarinnen.

„Was haben Sie sich da für einen Bräutigam ausgewählt, Fräulein?“ fragte im Vorbeigehen die Hausbesorgerin. „Um die Wahrheit zu sagen, hätten Sie sich was Besseres aussuchen können. Das könnte ja Ihr Großvater sein. . . Was ist er? Ein Hiesiger? Ein Witwer? Ein Handwerker?“

„Hi . . . hi . . . hi . . .“ Solch einen würde ich nicht um alle Schätze der Welt nehmen,“ lachte das Stubenmädchen vom ersten Stock. „Der könnte mir Honig zu essen geben. . . Ein altes Bettler. . .“

Hanka ließ alle diese Stichekreden unbeantwortet. Sie stand wie versteinert da, ohne zu sehen, ohne zu hören, was um sie herum vorging. Endlich entrang sich ihrer Brust ein banges Stöhnen; das war der einzige Ausdruck, den diese nur halberwachte, so schwer mißhandelte Seele ihrem Schmerz und ihrer Qual zu geben im stande war.

Von nun ab gestaltete sich ihr Leben nur um so schwerer, mitten in dieser Unsicherheit und der ewigen Angst vor dem kommenden Tag, vor der kommenden Stunde. Nachts schlief sie sich nicht aus, bei Tag aß sie sich nicht satt, alles verwandelte sich ihr in Bitterkeit und Gift. Als eine Woche vorbei war, bat sie die Gnädige abermals um zehn Gulden. Sie fürchtete nämlich, von ihrem Verfolger einmal unvermutet auf der Straße überrascht zu werden. Daher wollte sie gerüstet sein. Aber der Gnädigen gefiel dies schon ganz und gar nicht. Sie plante eben irgend einen außerordentlichen Einkauf, und rechnete im Stillen darauf, daß Hanka nach jenem halben Rubel nicht so bald weitere Forderungen stellen würde.

Daher erklärte sie dem Mädchen rundweg, daß sie keine Vorschüsse geben könne, und nach Tisch verständigte sie das „teuerste Männchen“, daß das Dienstmädchen gänzlich verdorben worden wäre, daß die Hausbesorgerin sie im Thortweg mit einem Liebhaber abgefakt hätte, und daß, wenn dies so weiter gehen würde, sie . . . die Hausfrau . . . natürlich . . . nicht dulden könnte . . .

Sie stockte. Die Rolle war ihr noch nicht ganz geläufig. Sie wußte übrigens nicht, was sie dulden könnte und was sie nicht dulden dürfte. Sie machte ein sehr ernstes Gesicht, das den Rest verraten sollte, den sie nicht aussprach. Der Gatte hörte die ganze Rede mit phlegmatischer Ruhe an, und da es schon nach dem schwarzen Kaffee und nach der Cigarette war, nahm er den Rock vom Haken und zog ihn an, wobei er sagte:

„Weibchen, heute komme ich etwas später zum Thee; ich hab verteuftelt viel zu arbeiten.“

Er ging, und das Fräulein fühlte, wie unglücklich sie im Ehestande war; erst jetzt erkannte sie, was die Männer waren . . .

Da Hanka von der Gnädigen kein Geld erhalten konnte,

ließ sie in ihrer Verzweiflung noch einmal zu der Walentowa. Sie fand sie im Bett, krank, stöhnend, mit angeschwollenen Beinen, ohne Pflege, ohne die geringste Bequemlichkeit, in der kalten, feuchten Stube. Hankas Herz schnürte sich zusammen, und ohne des Geldes Erwähnung zu thun, heizte sie im Zimmer ein, kochte das Essen und bestellte den Feldschäfer. Nachdem dieser bezahlt war, blieben im Kasten nur noch einige Zehngroschenstücke zurück. Fassungslos kehrte Hanka von diesem Ausflug zurück. Kaum hatte sie den Samowar auf den Tisch gestellt, nahm sie ihr armseliges Kissen und ging damit in die Pfandleihe.

Einige Tage später, es war am frühen Morgen, knarrte die Küchentür, und auf der Schwelle erschien der Häfcher.

Das Mädchen umschlang mit einer instinktiven Bewegung den Ofen und blickte den Mann mit irren Augen an.

„Guten Morgen, Fräulein,“ hob er mit ausgesuchter Höflichkeit an. „Wie gehts Ihnen? Ich war gestern beim Thor, aber man sagte mir, Sie wären fortgegangen. So bin ich denn heut gekommen, um nachzusehen. Ich brauche Geld. . . Sieht es aber elend aus bei Ihnen. Weder Bettzeug, noch Koffer? . . . Mein Fräulein, ich sehe es ist nicht sehr glänzend um Sie bestellt.“

Beobend vor Furcht, daß die Herrschaften die fremde Stimme in der Küche vernehmen könnten, griff das Mädchen unter den Strohsack und reichte dem Häfcher das aus der Pfandleihe mitgebrachte Geld.

Er nahm es in Empfang, zählte nach und zuckte mitteilidig die Achseln.

„Fünf und einen halben Gulden? . . . Thü! . . . ist das alles?“

„Das einzige Kissen hab' ich verjezt,“ stammelte das Mädchen mit dumpfer, ersticker Stimme.

Der Häfcher maß sie mit den Blicken.

„Na also, wenn es so ist, so ist es schade, die Zeit zu vergeuden, mein Fräulein. Leben Sie wohl einstweilen, mein Fräulein.“

Er ging. Hanka stürzte bei der Thür zusammen und brach in ein heftiges, krampfhaftes Schluchzen aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Arbeiter und arme Leute.

Fünf Uhr, ja wahrhaftig, gleich fünf Uhr, nur noch sieben Minuten fehlten daran. Na, das konnte ja gut werden. Atemlos blieb sie stehen und lehnte das schwere Bündel einen Augenblick gegen das Treppengeländer, aber nur einen Augenblick, dann raffte sie sich auf und eilte weiter. Auf dem zweiten Hof kam ihr eine Frau entgegen, die einen alten Kinderwagen voll ganzer Stöße zugeknüttelter Tricottailen vor sich herschob. Im Vorübergehen nickten sie einander zu; die andre drohte:

„Na, Fräulein Emma, machen Sie man, die Alte nimmt heut selbst ab, is aber giftig! br!“ Sie schüttelte sich.

Das Mädchen beflügelte seine Schritte, leuchtend stieg es die drei Treppen empor. Trotz der späten Stunde war der Lieferraum noch überfüllt. Männer, Frauen, Kinder drängten sich in dem engen Verschlag vor dem Ladentisch. Eine muffige häßliche Luft lag über dem ganzen Raum. Sie drückte die schwere Eisenthür beinahe lautlos hinter sich in das Schloß, die Frau hinter dem Tisch hatte sie aber doch bemerkt; ein böses Leuchten glommt in ihren Augen auf:

„Na, Fräulein Wenzel, so spät? Was soll denn das heißen? Denken Sie vielleicht, ich will hier bis sieben stehen und abnehmen?“

„Ich bin krank geworden, Frau Wenzel!“ Sie sagt es sehr bescheiden, in entschuldigendem Tone.

„Ach was, krank — kennt man schon! — Wenn die Leute nicht Lust haben zum Arbeiten, dann waren sie immer krank. Wer nächsten Sonnabend nach halb fünf kommt, dem wird nichts mehr verrechnet, merken Sie sich das, alle miteinander!“

Sie nimmt einen neuen Posten Tricottailen vor und untersucht ihn genau. Emma wirft das schwere Bündel auf die Erde und setzt sich auf eine Bank neben der Thür. Ihre Arme sinken schlaff herab. Sie ist todmüde. Erst diese Jagd zu Hause, um mir überhaupt noch fertig zu werden, dann der weite Weg und die hohen Treppen. Ja, wenn sie gesund wäre, dann ginge es noch, aber sie hat nicht gelogen, sie ist wirklich krank. Schon seit Tagen peinigt sie ein entsetzlicher Kopfschmerz, ein Bohren und Brennen in den Schläfen, als wollten sie zerspringen. Ach, wie sie sich nach der Minute sehnt, in der sie den Kopf in die Kissen stecken kann, und die Mutter ihr einen fühlenden Umschlag auf die Stirne legen wird. Morgen bleibt sie den ganzen Vormittag liegen, morgen ist Sonntag — Feiertag.

Das Wort hat etwas Ueberwältigendes für sie. Es erinnert sie an ein Gedicht, das sie als Kind gelernt. Sie wiederholt seine Strophe ein paarmal im Stillen: „Und morgen ist Feiertag.“

Sie hat eigentl. nicht viel vom Feiertag, bloß eben das eine, daß sie mal nicht arbeiten muß, daß sie mit den Eltern ruhig zu Hause beisammen sitzen und plaudern kann. Vergnügen? Davon steht ja bei ihnen nichts drin, dazu langt das Geld nicht, selbst dann nicht, wenn sie des Vaters hiappen Wochenlohn zulegt, was sie und Mutter an der Nähmaschine zusammenraffeln. Aber auch so wird er schön sein, der — Feiertag; schon allein diese tiefe Stille, die über ihm liegt, dieses Ausruhen — ach — sie dehnt sich wohlthig im Vorgefühl kommender Freude.

„Na, Fräulein Wenzel, träumen Sie?“ Sie schrickt zusammen. Bei all ihrem Denken und Sinnen hat sie ganz übersehen, daß sie an der Reihe ist, sie steht auf und beginnt die Knoten des Bündels zu lösen. Die Frau hinter dem Ladentisch stößt ungeduldig den Fuß auf:

„Na aber rasch doch! rasch! Das hätten Sie schon längst machen können. So, das sind die Treffentailen? Zeigen Sie her.“

Sie macht jedes Paket auf, breitet die Tailen einzeln auf den Ladentisch und legt sie, da nichts daran zu tabeln ist, schweigend beiseite. Der große Haufen wird immer kleiner. Emma atmet auf.

„So und nun wollen Sie Geld haben, nicht wahr?“

Die Frau nimmt das Buch und rechnet die einzelnen Posten zusammen: „Nacht elf Mark fünfundsiebzig Pfennige.“ Sie wendet sich nach dem Geldschrank, dabei fällt ihr Blick noch einmal auf die abgenommenen Tailen.

„Ja, aber was soll denn das? Sie haben ja keine Tresse auf Kragen und Kermel genäht?“

„Das hab' ich ja auch noch nie gethan, Frau Wey, an den drei Dugend, die ich Montag geliefert habe, auch nicht.“

„So, da auch nicht? Und das hat Ihnen unser Fräulein abgenommen?“

„Die Probetaille hatte keine Tresse am Kermel.“

„Ach was, Probetaille, das müssen Sie sich ganz allein sagen, wenn die Jade mit Tresse benäht ist, kommt auch welche an die Kermel und den Kragen. Hier — paden Sie den ganzen Ramsch ein, nähren Sie Tresse rum. Und Montag früh um acht muß ich sie wieder haben, dann kriegen Sie auch Ihr Geld.“

„Aber — aber — Frau Wey —“

„Na, was wollen Sie denn noch?“

„Aber — aber, Frau Wey — das — das ist doch nicht meine Schuld, und — und Montag früh um acht? Das — kann ich doch nicht — Montagnachmittag —“

„Rein, Montag früh — spätestens halb neun. Um neun muß alles zur Post sein. Wenn Sie später kommen, mach ich Sie für den Schaden verantwortlich, dann kriegen Sie gar nichts —“

„Aber — aber, morgen ist Sonntag — Feiertag.“

„Ach, und da nähren Sie nicht? Kinder, Ihr sitzt wohl zu Hause auf'm Geldsack? Wenn's Ihnen so brillant geht, arbeiten Sie doch überhaupt nicht. Dann werde ich die Sache hier machen lassen und Ihnen dafür was abziehen.“

„Ach aber, Frau Wey, ich brauche doch mein Geld. Ich muß arbeiten, wir sind arme Leute.“

„So, mein Fräulein? Na dann seien Sie nur nicht so großartig! Arbeiter und arme Leute haben keinen Feiertag. Hier nehmen Sie mal die drei Dugend vom Montag auch gleich mit. Und früh um acht hier sein! Hören Sie?“

„Ja, ja!...“

Sie widerspricht nicht mehr. Schweigend knetet sie das große Bündel zusammen. Langsam schleppt sie sich die Treppen hinab. In ihren Augen stehen Thränen. Nun konnte sie den ganzen Sonntag sitzen und mußte sich noch spüten, um fertig zu werden. Am liebsten wäre sie umgekehrt und hätte der Frau da drinnen das Paket vor die Beine geworfen, aber dann verlor sie die Arbeit ganz und gar, und was dann? ...

D. G.

Kleines Feuilleton.

— Etwas aus der Jägersprache. Vom Hasen. Das Männchen heißt „Hammel“, das Weibchen „Saghas“, die Jungen anfänglich „Junghasen“, später „Quarthasen“, „halbwüchsige Hasen“ und im letzten Stadium ihres Wachstums „Dreiläufer“. Der Hase hat „Augen“ oder „Seher“, er „äugt“, aber er hat keine Ohren, sondern „Löffel“, keine Beine, sondern „Läufe“, keinen Schwanz, sondern eine „Blume“, keine Haare, sondern „Wolle“. Je nach seiner Konstitution ist er „gut“ oder „schlecht bei Leibe“. Seine Bewegung besteht in dem langsamen „Antischen“, in dem etwas schnelleren „Goppeln“ und schließlich im „Laufen“, einem bei andren Wildarten streng verpönten Ausdruck. Um sich unfehlbar zu machen und vor dem Verfolger zu verbergen, „drückt“ sich der Hase und wird schließlich nicht angefaßt, sondern „aufgestoßen“. Wenn er in seinem „Lager“ sitzt, so „fährt er aus dem Lager“, oder bei freiwilligem Verlassen desselben „steht er aus dem Lager auf“. Wenn er den Jäger oder Hund nahe an sich herankommen läßt, so „hält er gut“, andernfalls „hält er schlecht“. Der Hase geht nicht, sondern „er rückt“ von „Holz zu Feld“. Der Hase „macht ein Männchen“, wenn er sich auf die Keulen setzt; richtet er sich auf den Hinterläufen auf, so „legelt“ er, „macht einen Kegel“. Der Hase „springt“ über einen Graben; durch Wasser aber schwimmt er nicht, sondern er „rinnt“ durch dasselbe. Wenn er verfolgt wird, sucht er sich dem Hund durch blitzschnelle Wendungen im Sid-Jad zu entziehen, er

„schlägt einen Haken“. Das Entfernen der Eingeweide beim toten Hasen heißt man „Ausweiden“ oder „Auswerfen“, das Abziehen des Balges „Streifen“. Zweifelhaft bleibt nur noch, wie der Schmerz laut des Hasen bezeichnet werden soll. Die Mehrzahl der neueren Jagdschriftsteller haben dafür den Ausdruck „Klagen“ gewählt, doch beharrt ein andrer Teil bei der Ansicht, daß „Klagen“ nur beim Hochwild und dem Reh zulässig sei, der Schmerzlaut des Hasen also mit „Schreien“ bezeichnet werden müsse. Das „Wildpret“ des Hasen wird „zerlegt“, während Herz, Leber, Lunge und die untere Rippenhälfte zusammengenommen das „Hasenfleisch“ bilden. —

— „Von den Eichen sollst du weichen!“ Im Lippeischen wurden in amtlichem Auftrage Beobachtungen über die Häufigkeit angestellt, mit der die einzelnen Baumarten vom Blitze getroffen werden. Man wählte dazu, wie wir der Wochenschrift „Ritter Erde“ entnehmen, neun über eine mehr als 18 000 Hektar große Fläche verteilte Forstreviere, deren Bäume aus 70 Proz. Buchen, 13 Proz. Fichten, 11 Proz. Eichen und 6 Proz. Kiefern bestanden. In einer mehrjährigen Periode wurden dort 275 Bäume vom Blitze getroffen. Darunter waren 159 Eichen (58 Proz.), 59 Kiefern (21 Proz.), 21 Buchen (8 Proz.) und 20 Fichten (7 Proz.). Der Rest verteilte sich auf andre Hölzer. Beim weichen am häufigsten wurden also die Eichen vom Blitz getroffen. —

— Das erste äußere Zeichen von Hauschwamm. Es ist eine den Technikern bereits seit langer Zeit bekannte Thatsache, daß das Auftreten des Holzschwamms nur bei solchen Holzteilen zu erwarten ist, die „sticken“, d. h. zu denen unter Abschluß von Licht und unter mangelndem Luftwechsel eine mäßige Feuchtigkeit gelangt kann. Wissenschaftliche Untersuchungen haben als Verbreiter des Hauschwamms lebensfähiges Pilzgewebe und die Sporen desselben festgestellt. Die Untersuchungen über den Einfluß der Feuchtigkeit des Holzes auf die Schwammabildung haben zu übereinstimmenden Ergebnissen bisher nicht geführt, vielmehr im wesentlichen nur die bereits bekannte Thatsache bestätigt, daß solche Hölzer, deren Saft noch nicht völlig ausgetrocknet ist, besonders leicht vom Schwamm befallen werden. Der noch nicht völlig eingetrocknete Saft geht unter Zutritt von Feuchtigkeit bei eingeschlossener Luft und unter Abschluß des Lichts leicht in Gärung über und bietet so den zerstörenden Pilzwanderungen den besten Nährboden. Der Austrocknungs Vorgang des frischen Holzes bewirkt durch die Entziehung des verdunstbaren Wassergehaltes ansehnend eine ladartige Umbildung des Safts, wodurch dieser schwer löslich wird und so gleichsam erst völlig abstricht. Da nun der Techniker in vielen Fällen weder in der Lage ist festzustellen, ob eine völlige Austrocknung des Holzes vor der Verwendung wirklich stattgefunden hat, noch auch die mit dem Stand durch Luftströmungen verbreiteten Sporen fernhalten kann, so bleibt ihm nur übrig, entweder durch Tränken des Holzes mit faulnisverhindernden Stoffen das Zustandekommen eines geeigneten Nährbodens zu verhindern, oder durch Trockenlegung dem eingebauten Holz die zur Schwammabildung nötige Feuchtigkeit zu entziehen, thunlichst aber beide Sicherungen zusammen anzuwenden. Bei alten Gebäuden tritt der Hauschwamm weit häufiger auf, als man annehmen sollte; er breitet sich aber in den meisten Fällen nicht so weit aus, daß größere Verstörungen hervorgerufen werden. Der Hauschwamm ist ein sehr empfindlicher Pilz, der abstricht, sobald seine Lebensbedingungen nicht mehr voll erfüllt sind. Da nun die erste Lebensbedingung, nämlich ein zwischen engen Grenzen sich bewegender Feuchtigkeitsgehalt des Holzes und der eingeschlossener Luft, oft nur vorübergehend eintritt — sei es, daß auf eine anhaltend feuchte Bitterung eine trockne Zeit folgt, sei es, daß eine Unrichtigkeit des Gebäudes der Feuchtigkeit bis zur Ausbesserung des Schadens den Zutritt gestattet, oder daß eine sonstige vorübergehende Ursache vorliegt — so gedeiht der Schwamm dann nur bis zu einer gewissen Entwicklung und stirbt darauf ab. Solche Fälle hat Moormann, wie die „Umschau“ dem „Centralblatt der Bauverwaltung“ entnimmt, in großer Zahl beobachten können und als erstes Anzeichen des Hauschwamms stets helle Flecken und die Kugelung der Dielen oder der Käfelung gefunden. Es sind dies länglich runde Flecken, deren größere Ausdehnung in der Faserrichtung liegt und an denen dort, wo das Holz einen Oelfarbenanstrich besaß, dieser völlig weggebissen war, so daß die Holzfasern sichtbar wurde. Die Schwammflecken an den Kägellöchern sind ein sicheres Zeichen, daß eine Untersuchung des Holzwerks geboten ist, und ihre Beobachtung ist daher für die wirtschaftliche Unterhaltung der Gebäude von großer Wichtigkeit. —

Theater.

Schiller-Theater: Macbeth von Shakespeare. — Das Schiller-Theater hat litterarisch eine Aufgabe zu bewältigen, wie sie gleich schwierig keiner andern Berliner Bühne gestellt ist. Sobald alle Abmomente des Theaters ein Stück gesehen haben, muß es vom Spielplan weichen, ganz gleich, ob seine Jugtraft erschöpft ist oder nicht. Herr Brachm sind die Sorgen genommen, wenn er ein oder höchstens zwei Kassenstücke hat. Das Schillertheater braucht fortwährend neue Stücke, die keineswegs leicht zu beschaffen sind. Natürlich laufen zuweilen minderwertige Sachen mit unter, im allgemeinen aber muß selbst der Reid der Bühne lassen, daß sie ein Repertoire zu schaffen weiß. Wir sahen in dieser Saison bereits „Iphigenie“, „Kora“, die „Jungfrau von Orleans“, das „Räthchen von Heilbronn“, „Amphitryon“, den „Zerbrochenen Krug“, den „Richter von Salamea“ und andre mehr. In der

letzten Vorstellung nun hat die Direktion den „Macbeth“ in den Spielplan aufgenommen.

Die Dichtung gehört zu den gewaltigsten Tragödien Shakespeares. Von dem Augenblick an, wo sie unter Donner und Bliz mit den Geipenstern der Heide einsetzt, vollzieht sie sich in wichtigen, grandiosen Szenen. Der einleitende Spuk giebt gleich die Farbe des ganzen Stücks. Es ist eine nachtdunkle Dichtung, in der all' die Dämonen ihr lichtscheues Wesen treiben, die in der Tiefe hausen und den Menschen in Verbrechen verstricken. Auf der Höhe seines Lebens, unkräftig von Sieg und Ruhm, erwacht in Macbeths Brust der Teufel Ehrgeiz. Ist er so hoch gestiegen, warum nicht höher? Warum nicht nach der Krone greifen, die ihm so nahe winkt? Macbeth zögert zunächst. Er ist ein Mann und Held, an offenen Krieg gewöhnt. Die dunklen Pläne aber, die er aus seinem Busen nicht mehr bannen kann, wollen den Mord, den feigen, verbrecherischen Mord. Mit genialer Psychologie hat Shakespeare dem zögernden Mann das entschlossene Weib an die Seite gestellt. Lady Macbeth ist vom Wirbel bis zur Sohle mit Ehrgeiz gefüllt. Der Mord, auch in seiner heimlichstesten Gestalt, hat für sie keine Särden. Das verbrecherische Weib ist fürchtbarer als selbst der entartete Mann. Den offenen Kampf hat sie nie gelanmt, weil sie zu schwach war, ihn zu führen und so sind ihr Gift und Dolch und die Schleichwege der Niedertracht vertraute Mittel, ihr Ziel zu erreichen. Macbeth mordet unter dem Einfluß seines Weibes und die erste Mordnacht zieht mit fürchtbarer Logik andre nach sich. Die Krone, die durch ein Verbrechen erworben wurde, muß auch durch Verbrechen erhalten werden, und so waret der gekrönte Mörder immer tiefer in Blut und Schmach hinein. Anfangs wird er noch durch löse Gesichter erschreckt. Groß aber wie er ist, geht er schließlich ins Extrem und wächst zu einem blutigen Tyrannen empor, der selbst über den Tod seines Weibes lugrinmig hinweglächt. Seine Verbrechen sind nun so riesenhaft geworden, daß sie nicht mehr wachsen können, und so schlägt sein Schicksal in die tragische Vernichtung um.

Die Aufführung im Schiller-Theater war — alles in Betracht gezogen, was in Betracht gezogen werden muß — würdig und gut. Daß Pategg dem Macbeth manches schuldig blieb, weiß niemand besser als er selbst. Er ist ein kräftiger und vor allem ein natürlicher Schauspieler, der die wirklichen Mittel seiner Kunst zu gut kennt, um durch laute Heiserlichkeiten wirken zu wollen. Auch wo seine Kraft nicht anreichte, versiel er nicht blendenden Mäßen. Er blieb immer ein Mensch, wenn auch nicht immer der große Mensch, den Shakespeare gezeichnet hat. Rosa Bertens, die an Stelle der leider erkrankten Frau Wiede die Lady spielte, ist im Grunde zu modern für Shakespeares monumentale Kunst. Im übrigen hat sie manches für die Rolle und brachte einzelne Momente ergreifend heraus. Daß sie immer und überall eine intelligente, leidenschaftliche Schauspielerin war, versteht sich von selbst. Im übrigen wären Bach, Pollin, Thurner, Wehlan und Grete Meyer zu nennen. Die Inszenierung war vorzüglich. — E. S.

Musik.

Es ist eine Freude, eine vornehme künstlerische Natur in ihren Bethätigungen zu verfolgen, auch wenn man ihr sonst nicht eben viel zubilligen kann. Als eine solche Natur ist uns Felix Weingartner längst bekannt und als solche hat er sich auch in seinem neulichen Kompositionskonzert wieder bewährt, in dem Lieberabend, den er mit Marie Schöder-Guthheil am vergangenen Mittwoch veranstaltete. Die vorgetragenen Lieder, an Zahl ein Viertel Hundert, von op. 15 bis op. 28 reichend, zeigen schon durch die Wahl der Texte, daß sie sich nicht an modernem Sturm und Drang beteiligen wollen. Bevorzugt sind namentlich Julius Sturm und Gottfried Keller. Der Komponist stellt sich nicht das Problem, in ihre tiefsten Tiefen zu dringen, und ebenso wenig sie in einen motivischen Reichtum aufgehen zu lassen; allein er sucht, sie uns musikalisch vertraut zu machen, charakterisiert sie recht gut, doch immer mit der Eleganz des Weltmanns, und hält darauf, sie von irgend einer einfachen, schlichten Seite aus zu betrachten, so daß selbst so individuelle Kunstprodukte wie Heyfes „Dulce, gedulde Dich sein!“ in der als volkstümlich bekannten gut bürgerlichen Weise wiedergegeben werden. Dies gilt namentlich von der Begleitung: sie ist meistens fast gezwungen einfach und primitiv, oft sozusagen vorwärts; sie bewegt sich geru in einer gleichmäßigen Stetigkeit, wie etwa bei Lenaus „Wid in den Strom“; sie erreicht aber mit ihren sparsamen Mitteln, zu denen freilich hie und da auch köstliche Dissonanzen gehören, oft recht viel. Manches Schallhafte, wie Sturms „Motten“, gelingt ebenso und mit nicht viel anderer Darstellungsweise als Tragisches. Eine besondere Vorliebe führt den Komponisten zu dem, was Ausdruck zarten Duftes, andeutender süßer Erinnerungen u. dgl. ist; zwei Lieder von Ahland und Lenau, beide betitelt „Sommerjahren“, sind dafür besonders beachtenswert. Und dazu paßt nun auch seine Sängerein trefflich. Ihre schwache, dünne, hauchartige, unruhige und eben in dieser Unruhe gemütreiche Stimme, die gut gebildet, doch in der Höhe scharf und alles in allem mehr innerlich als äußerlich ist, prägt die Weingartner'schen Phantasiereformen treu aus und hilft im Verein mit dem mehrerwähnten eleganten Zug des Komponisten, den dieser auch als Klavierpieler betätigt, daß wir über das mancherlei Süßliche und Triviale in seinen Kompositionen mit verbindlichem Wohlgefallen hinwegkören.

Als Dirigent hat Weingartner auch in dem freitägigen 8. Sinfoniekonzert, beziehungsweise in dessen Probe, sein längst bekanntes und kritisiertes Können wiederum bewährt. Besonders dankbar müssen wir ihm hier sein für die abermalige Vorführung von Berlioz' († 8. März 1869) Phantastischer Sinfonie („Episode aus dem Leben eines Künstlers“). Sie war — im Jahr 1830 — das erste Hauptwerk des Komponisten und wirkte damals in ähnlicher Weise die Gemüter erheitend, wie es heute die ungefähr ähnlichen Schöpfungen von Richard Strauß thun. Was ein Jahre später in Deutschland Robert Schumann durch seine D-moll-Sinfonie that, daß er nämlich die einzelnen Sätze eines christlichen Werks enger aneinander schloß, als es bis dahin üblich war, das that Berlioz dort bereits durch ein von Anfang bis Ende durchgehendes „Leitmotiv“. Im beizugebenen Programm steht dafür die Bezeichnung „idée fixe“; diesen Ausdruck deutsch durch „fixe Idee“ wiederzugeben, wie es hier auf dem Konzertzettel geschah, ist ein plumper Spinniger.

Eingeleitet wurde das Konzert durch eine halbe Novität des unvermeidlichen Dvorschal: „Husitska“, eine dramatische Ouvertüre. Ein schwermütiges Motiv wird zuerst von den Holzbläsern gebracht, dann von den Geigen aufgenommen, später in gewichtiger Form vom vollen Orchester vorgeführt; die dramatische Erregtheit wächst und führt uns zu Bildern eines gewaltigen Kampfes, unterbrochen von idyllischen Ausblicken und schließlich den Sieg verkündend. Bei der Instrumentierung fällt die Benützung zweier Harfen auf, die aber nicht gerade besonders feinsinnig behandelt sind. Im ganzen handelt es sich um eine geschickt gemachte und interessante Konzert-Ouvertüre, von typischer Brauchbarkeit zur Ergänzung eines landläufigen Konzertprogramms. — sz.

Humoristisches.

— Im Horn. (Beim Sonnenuntergang.) „Vatter, wo geht denn d' Sonn' jeh' hin?“
„Abi geht s', dumma Qua!“ — — —
„Vatter, wo kommt denn der Mond her?“
„auf kommt er, dumma Qua!“ — — —
„Vatter, warum schaut denn der Mond heut' wie a' Hörndl aus!“
„Werd' jeh' so sein müssen!“ — — —
„Vatter, warum sieht ma' denn d' Stern' net bei Tag?“
„Dees geht Di' nig an, dumma Qua!“ — — —
„Vatter...“
„Donnerwetter, jeh' laß mer amal a' Auf' mit Deim jaundumma „Vatter!“ —

— Getränkter Vaterstolz. Lehrer (der den Toast auf das junge Paar anbringt): „... Nur Liebe war's, die Eure Herzen rührte, nur Liebe war's, die Euch zusammen führte, nur Liebe war's — — —“
Brautvater (gekränkt): „Na erlauben Sie, Sie glauben wohl, ich hätt' meiner Tochter gar nichts mitgegeben?“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

- Henrik Ibsens neues Stück „Wenn wir Toten erwachen“ geht im Deutschen Theater am Sonnabend, den 17. März, zum erstenmal in Berlin in Scene.
- Richard Alexander bleibt mit doch wieder am Residenz-Theater und zahlt dem Direktor des Lessing-Theaters, für das er verpflichtet war, 24000 Mark Konventionalstrafe.
- Johannes Schlags „Meister Delze“ soll noch Ende dieses Monats am Magdeburger Stadttheater seine Erstaufführung erleben.
- Eine Reihe von Volksvorstellungen seines „Theaters der Modernen“ veranstaltet Emil Rejthaler in Leipzig.
- August Silberstein, der Verfasser der „Trug-nachtigall“ und der „Darschwalben aus Oestreich“, ist in Wien im Alter von 73 Jahren gestorben.
- Der diesjährige deutsche Journalisten- und Schriftstellertag findet zugleich mit der Hauptversammlung der Pensionsanstalt deutscher Journalisten und Schriftsteller und der Generalversammlung des deutschen Schriftstellerverbandes am 21. Juni in Mainz statt.
- c. Sudermann im Französischen. Bei Calmann Lévy in Paris sind soeben sechs Novellen von Sudermann in der Uebersetzung von Nénon und Valentin erschienen, darunter „Solantes Hochzeit“.
- Bei einer Versteigerung moderner französischer Gemälde, die soeben in Paris stattgefunden hat, wurde eine Landschaft „Ueberschwemmung“ von Sisley für 43000 Fr. verkauft. Dieses Bild ist im Jahre 1876 gemalt und brachte dem Künstler damals vierzig Frank! Sisley ist im vorigen Jahre in dürtigen Verhältnissen gestorben.
- Für das Reunpferd Fhing Fox wurden bei einer Versteigerung in London 75 200 M. gezahlt.
- Eine Wanderbild hat sich ein Zobelcape machen lassen, das hundertundfünfzigtausend Mark kostet. —